



Stein auf Stein: Der Taunusturm (oben links) trägt ein Kleid aus Glas und Kalkstein, selbst die Zeil (unten links) wird steinern. Auch auf dem extrem dicht bebauten Maintor-Gelände ist Naturstein das Material der Wahl.

Fotos Frank Röh

Der ambivalente Charme von Naturstein

Schon seit einigen Jahren besuchen immer mehr Bauherren und Architekten aus Frankfurt Steinbrüche in Nah und Fern. Sie sind dann auf der Suche nach dem passenden Fassadenmaterial für ihre Großprojekte. Mitunter fahren sie bis nach Portugal oder in die Türkei. Nur sehr selten verwenden sie den regionaltypischen, roten Mainsandstein. Stattdessen steht heller Naturstein hoch im Kurs. Kalkstein und beiger Sandstein begegnen in Fülle als Hülle: an der Fassade des Opernturms, am Sockel des Tower 185, bald auch am neuen Hochhaus Taunusanlage 8, schräg gegenüber am schon fertigen Taunusturm, am neuen Hotel an der Alten Oper, an den Türmen auf dem Maintor-Areal. Die Aufzählung ließe sich beinahe beliebig lang fortsetzen.

Eine besonders begehrte Sorte heißt Travertin. Auf dem Campus Westend begann sein Siegeszug in Frankfurt. Die Fassaden aller neuen Institutsgebäude der Universität sind aus diesem edlen Materi-

Travertin statt Glas und Stahl: Neue Strömungen in der Architektur verändern wieder einmal das Gesicht der Stadt. Fragt sich nur, ob es diesmal von längerer Dauer sein wird. *Von Rainer Schulze*



Wohnformen: Am Sandweg im Ostend (links) zeigt der Architekt Stefan Forster, wie schön auch heute Geschosswohnungsbau aussehen kann. Der Trend zu Wohntürmen führt zu aufsehenerregender Architektur im Europaviertel (oben rechts). Im Energiesparwahn entsteht ein bewohnbares Kraftwerk am Riedberg.

Foto/Simulationen Lisa Farkas/Magnus Kaminiarz, NH



Serie Wachsende Stadt (15)

Architektur in Frankfurt

al, das sich am ebenfalls mit honigfarbenen Travertin-Platten verkleideten IG-Farben-Bau orientiert. Ein würdevoller, stimmiger, wenn auch etwas eintöniger Campus ist entstanden. Und was für ein Unterschied zu den postmodernen Bürohäusern, die nicht weit entfernt als deplazierte Baustunden mitten im Westend stehen. Glas und Stahl waren das Material der Achtziger und Neunziger. Sogar die Zeil wird inzwischen steinern: Zwischen Glasfassaden hält nun auch an der sich ewig wandelnden Einkaufsmeile Naturstein Einzug.

Wovon kündigt dieses Material? Die Bauherren assoziieren es mit Werten wie Stabilität und Traditionsbewusstsein. Steinernen Gebäude sollen dem Stadtbild in seiner Flüchtigkeit einen Halt geben. Das ist allerdings eine halbe Täuschung, sind sie doch selbst Teil des Kreislaufs von Abriss und Neubau. Das Material Stein steht gewissermaßen für eine milde Form von Veränderung: Steine altern in Würde, anders als Glas und Stahl setzen sie eine Patina an, die sie sogar noch attraktiver macht. Vielleicht ist es diese Ambivalenz, diese Mischung aus etwas Haltbarem, das zugleich auch Spuren der Veränderung zeigt, die sich in neuen Beliebtheit von steinerne Architektur niederschlägt.

Dass sie so schnell Präsenz zeigen konnte, hängt mit der neuen Baulust zusammen, die, wieder einmal, in Frankfurt ausgebrochen ist. Zwischen 1988 und 2014 wurden in Frankfurt zehn Hochhäuser abgerissen, um durch neue Türme ersetzt zu werden. Und: Die Zahl der Baugenehmigungen ist auf den höchsten Wert seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gestiegen.

An vielen Stellen bietet sich dadurch auch die Chance, das Stadtbild zu reparieren und Missglücktes zu heilen. Beobachtet man sich das in der Heinrich-Lübke-Siedlung in Praunheim, die ein neues Gewand bekommt. Und in der Bürostadt Niederrad, die mit Wohnungen verdichtet wird. Und anhand des Abrisses von Fehlgriffen wie dem Technischen Rathaus, das als zentral gelegene Bausünde auch einen kuriosen Reiz hatte. Oder anhand der Bebauung von Brachflächen wie dem Hon-

pelhaushälften mit Mülltonnen und Carports zur Straße entstanden, die man vermeiden wollte. Erst später ist hier dank vieler kleiner Architekturwettbewerbe der Anspruch gestiegen.

In unserer Single-Gesellschaft fehlen vor allem kleine Wohnungen. Aber die Architekturpreise heimsen weiterhin vor allem Einfamilienhäuser ein. Viele kommen im Bauhaus-Gewand daher. Offenbar sind weiße Kuben das, was sich viele Menschen unter geschmackvoller Architektur vorstellen. Allerdings gibt es auch Beispiele für originellere Architektur, das Wohnhaus Schmuck von Meixner Schlüter Wendt im Westend zum Beispiel. Oder, besonders gelungen, das nur handtuchbreite Mehrfamilienhaus von Marie-Theres Deutsch an der Paradiesgasse in Alt-Sachsenhausen, das den Formenkanon der Altstadt neu interpretiert.

Ebenfalls dort ist jüngst ein sehenswertes Galeriehaus von Bernhard Franken er-

öffnet worden, das mit den traditionellen Elementen der Altstadt spielt. Solche Experimente sind gerade im heruntergekommenen Kneipenviertel wichtig. Denn sie geben einen Impuls.

Architekten sollte ein Seismograph sein. Architekten sollten nach Antworten suchen auf die drängenden Probleme unserer Zeit. In diesem Sinne ist in Frankfurt nur wenig zu sehen. Immerhin erlebt der Geschosswohnungsbau eine Art Renaissance. Es gibt viele gelungene Beispiele für neue Mehrfamilienhäuser. Das liegt an Architekten wie Stefan Forster, die es im Wohnungsbau fast zur Perfektion gebracht haben, nicht nur äußerlich, sondern auch in der Gestaltung der Grundrisse. In Frankfurt prägen ohnehin immer mehr einheimische Architekten das Stadtbild, deren Credo das „normale“, also unaufgeregte Stadthaus ist. Auch Christoph Mäckler und Jo Franke gehören in diese Reihe. Und Michael Landes.

Ein Thema, das alle am Bauen beteiligten beschäftigt, ist die viel berufene Nachhaltigkeit. Wegen hoher Nebenkosten und strenger Umweltauflagen ist für Neubauten ein geringer Energieverbrauch unabdingbar. Doch die Verwendung des Wärmedämmverbundsystems mit seinen dicken Styroporschichten setzt den Architekten gestalterische Grenzen. Mitunter führt das ökologische Bauen auch zu Geschmacklosigkeiten wie Null-Energie-Häusern, die über und über mit Solarzellen bestückt sind.

Zum Glück greift der Dämmwahn bei Gründerzeithäusern nicht um sich. Die meisten Eigentümer haben so viel ästhetisches Gespür, dass sie ihre Gebäude im Fall einer Sanierung nicht mit Styropor verschandeln. Berichte über abgeschlagene Dekor sind Ausnahmen. Dafür werden Bauten aus den Fünfzigern und Sechzigern umso dicker hinter Dämmplatten eingepackt, was den Proportionen nicht

gut tut. Die vielen Auflagen treiben auch die Kosten des Bauens. Ein Passivhaus ist teurer als ein gewöhnlicher Neubau, und ob die Energieeinsparung die Mehrkosten wieder einspielt, bleibt abzuwarten. Bisher scheint der Zielkonflikt zwischen Ästhetik, Ökologie und Ökonomie unlösbar.

Architektonische Experimente, spektakuläre, provokante Häuser sind in Frankfurt selten. Nicht jeder vermisst sie. Aber mit dem neuen Trend zu Wohnhochhäusern für eine gehobene Klientel kommen einige aufsehenerregende Gebäude hinzu. Damit breitet sich eine Bauform in Frankfurt aus, die in Deutschland bisher eine Seltenheit ist. Wohnen in der Vertikalen ist in den Großstädten dieser Welt an der Tagesordnung, wird hierzulande aber immer noch mit den gesichtslosen Sozialsiedlungen der siebziger Jahre assoziiert.

Die Form der neuen Wohntürme muss überragend gut sein, weil sie die Stadt überragen. Leider sind zwei der neuen Türme im Europaviertel belanglos, sie könnten auch in Singapur stehen. Nicht dazu zählt der Entwurf von Magnus Kaminiarz für ein Grundstück am Güterplatz, er wäre eine echte Bereicherung. Der neue Henninger Turm von Meixner Schlüter Wendt ist auch nicht austauschbar, der Entwurf passt nach Frankfurt. Ob das vertikale Wohnen aber ein echter Trend wird oder nur ein exklusives Angebot für eine vermögende Klientel bleibt, muss sich erst noch weisen.

Bei Gewerbebauten geht der Trend zu niedrigeren Türmen. Das liegt an ökonomischen Zwängen; große Flächen sind derzeit schwer zu vermieten. Da sich die Skyline längst schon zu einer beeindruckenden Wand verdichtet hat, ist das kein Schaden für das Stadtbild.

Eine Stadt, die so häufig umgebaut wird wie Frankfurt, lebt in einer dauerhaften Identitätskrise. Vielleicht kämpfen ihre Entscheidungsträger auch deshalb inzwischen nachdrücklicher für den Erhalt von Denkmälern, selbst wenn sie nicht populär sind: das gilt zum Beispiel für den Bundesrechnungshof in der Innenstadt und das Philosophicum in Bockenheim. Mit der Oberfinanzdirektion wird allerdings ein Juwel der Nachkriegsmoderne derzeit abgerissen.

Wenn nichts bleibt, wie es war, fehlt der Ruhepol. Einen stabilen Mittelpunkt hat Frankfurt nicht. Für manche ist es der Römerberg, aber selbst der ist in Bewegung: Der Neubau des Historischen Museums wird ihn stark verändern, und schon kündigen sich mit Personalamt und evangelischer Stadtakademie zwei neue große Baustellen im Herzen der Stadt an.

Dass die Altstadt mehr als 70 Jahre nach ihrer Zerstörung in Teilen wiederaufgebaut wird, hat auch mit dem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung zu tun. Darüber, dass zwischen Dom und Römer das Alte, durchsetzt von behutsam gestaltetem Neuen, wieder aufgebaut wird, rümpfen einige Architekten die Nase.

Aber gibt es in Frankfurt nicht genügend Raum für zeitgenössische Architektur? Gute Architektur ist die richtige Lösung für einen bestimmten Ort. Großformen sind neben dem Dom fehl am Platz. Auf den historischen Parzellen entsteht ein kleinteiliges Ensemble aus 38 Häusern. Es könnte die Stadt mit sich selbst versöhnen.

Nächsten Montag an dieser Stelle: Frankfurter Lebensgefühl